

Berliner Illustrierte

Sonderdruck 1963

Präsident Kennedy in Deutschland



Der amerikanische Präsident John F. Kennedy erlebte zwei
Deutschland und in West-Berlin eine einfache Wahrheit:
der Welt er lebt. Der Händedruck zwischen dem ameri
diese **Berliner Illustrierte** festhält - ist mehr als eine Geste



Die Hände, die sich Kennedy entgegenstreckten, sind
schen, die jubeln dürfen, und von 17 Millionen Deut
sind. Auch sie - alle Deutschen wollen frei sein! Frei

schen dem 23. und dem 26. Juni 1963 in der Bundesrepublik
Der Mensch will frei sein, gleichgültig, in welcher Ecke
kanischen Präsidenten und dem deutschen Volk - den
der Freundschaft, mehr als ein historischer Augenblick.



ein Bekenntnis von 55 Millionen Deut-
schen, die zum Schweigen verurteilt
von Aachen bis Frankfurt an der Oder.

23. Juni 1963, 9 Uhr 50, Flughafen Köln-Bonn: John F. Kennedy, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, betritt deutschen Boden. Bundeskanzler Adenauer begrüßt ihn mit den Worten: "Ihr Besuch,

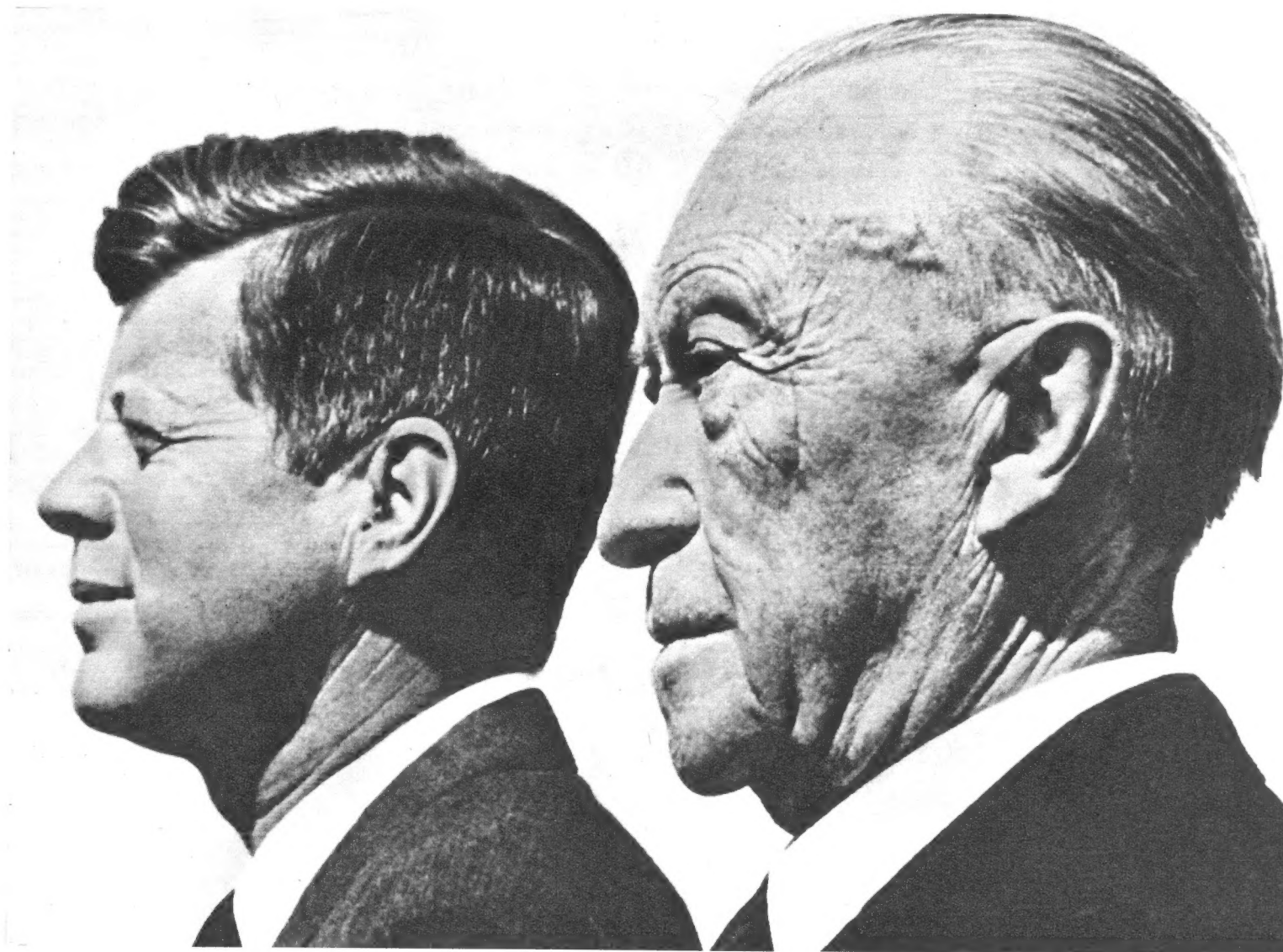


Herr Präsident, ist eine politische Tat!" Kennedys Antwort: "Ihre Sicherheit ist unsere Sicherheit. Ihre Freiheit ist auch unsere Freiheit. Und jeder Angriff auf Ihr Gebiet gilt als Angriff auf unser Gebiet."





Kerzengerade stand der alte Kanzler neben dem jungen Präsidenten. Förmlich und steif begann auf Bonns rotem Teppich Kennedys Tour durch Deutschland. Es war - laut Protokoll - kein Staatsbesuch. Es sollte ein "Arbeitsbesuch" werden. Kleine Mißverständnisse zwischen Bonn und Washington sollten beseitigt, größere Befürchtungen über einen deutsch-französischen Alleingang zerstreut werden. Die Bevölkerung wollte es anders: Sie machte aus seiner Begrüßung einen Dank an Amerika und aus dem Arbeitsbesuch ein deutsch-amerikanisches Volksfest.



Berliner Illustrierte

Sonderdruck 1963, hergestellt im Verlagshaus Axel Springer Berlin/Hamburg
Chefredakteur: Peter Boenisch ■ Redaktion: Marino Lazzeroni, Hans Wegner,
Liselotte Bandelow, Klaus Blume, Jochen Eichelbaum, Jürgen Frohner ■
Verlag: Ullstein. Druck: Hammerich & Lesser, Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Str. 6







Wer für "eine Minute Kennedy" stundenlang wartet, hat ein Recht darauf "ihn" zu sehen.



Ist der Vordermann zu groß und das Polizeipferd zu rund, dann muß der Taschenspiegel helfen.



Am Anfang hatte er noch Zweifel, doch bald merkte der Gast aus





USA: Diese drängende und drängelnde Begeisterung war echt.





Die Loge des Volkes



Oma versucht es unten,



Papa oben,

und der Kleine
bei der Polizei



Im „Rheinischen Merkur“ vom 28. Juni 1963 berichten Georg Krieger, P. A. Wenger und Rainer Fabian über die Reise Kennedys durch Deutschland, über seinen Besuch in Köln, Bonn und Frankfurt.

Der junge Mann im grauen Flanell

Um 11.06 Uhr betrat Kennedy am Sonntag den Kölner Rathausaal. Um 11.30 Uhr sprach der Präsident der Vereinigten Staaten bereits das geflügelte Wort „Kölle Alaaf“ — mit einer Geläufigkeit, als sei sie die Frucht aktiver Teilnahme an einem guten Dutzend Kappensitzungen. Aus dem Munde eines Mannes von solcher Machtfülle hatte das „Alaaf“ für Kölner Ohren offensichtlich einen neuen Klang.

Mit zwei Worten war der Damm gebrochen, hinter dem bis dahin das Kölner Temperament mit der Glätte eines Stausees in Bereitschaft gelegen hatte. Nun rauschten die Wogen der Begeisterung stürmisch dahin . . .

Aus unmittelbarer Nähe sah ich den Präsidenten auf der Domtreppe: Einen freundlichen jungen Mann von bescheidener, aber souveräner Zurückhaltung in Bewegung und Geste. In seine Hände sind die furchtbaren Mittel der Macht gegeben, die Freiheit und Frieden zu erhalten vermögen und die Welt vernichten können.

Die ungeheure Verantwortung der Macht lastet auf einem jungen sympathischen Mann, der im grauen Straßenanzug über die Domtreppe schreitet. Da der Anzug nicht von der Stange ist, ist er ein Maßwunderwerk der Nivellierung ins Typische.

Flügel Schlag der Jahrhunderte! Wieviel Purpur ist über diese Treppe gestiegen, wieviel gekrönte Häupter sind in den ragenden Säulenwald des Doms getreten! Die letzte denkbare Last der Verantwortung läßt sich heute nur unauffällig tragen.

Die erhitzte Menge hatte sich verlaufen, auf dem Frankfurter Römerberg herrschte Strandgutstimmung, wer jetzt auf den Randsteinen saß, auf den Treppchen und Geländern, war deshalb da, weil er hören wollte. Die Stimme Kennedys, dessen Rede in der Frankfurter Paulskirche nach draußen übertragen wurde.

Man wird nach der historischen Stunde fragen, und man wird gewiß Stationen aufzählen, die, an der Frequenz des Beifalls und der Bedeutung des Protokolls gemessen, wichtiger sein mögen. Doch ebenso gewiß ist, daß dem Zuhören der weithallenden amerikanischen Stimme — wenn ihr auch die Attribute der Massenszenen abgehen: das Pathos, die Demonstration, die Schau — ein gewisser Ernst innewohnt, eine Nachdenklichkeit . . .

Wer vor einem halben Jahr den Staatsbesuch General de Gaulles verfolgt hat und in diesen Tagen den Weg des amerikanischen Präsidenten, der wird einige Unterschiede feststellen können.

De Gaulle: Das war Vergangenheit und Zukunft. Kennedy: Das war radikale Gegenwart.

Wenn de Gaulle sagte: Das wunderbare deutsche Volk, dann sagte Kennedy: Die atlantische Gemeinschaft.

Die Erregungskurve des Beifalls und der spontanen Zustimmung war eine ganz andere als vor einem halben Jahr. Kennedy reißt niemand mit, der nicht mitgerissen werden will. Kennedy provoziert keinen Beifall, er lockt ihn nicht heraus, er spinnt nicht die Fäden der rhetorischen Raffinesse, um ein Publikum für sich zu gewinnen. Schließlich waren auch Tränen der Ergriffenheit, die bei dem De-Gaulle-Besuch zu beobachten waren, bei Kennedy unmöglich. Und doch beherrschte die knappe, kühle Geste des amerikanischen Präsidenten die Masse deutlicher als bei de Gaulle. De Gaulle beherrschte nicht. Er stand darüber, eine einsame Autorität.

Kennedy, der nüchterne Mann im „grauen Flanell“, wünschte nicht so sehr die Huldigung. Ihm kam es darauf an, verstanden zu werden. Ihm kam es darauf an, ein politisches Konzept vorzutragen, für dessen Verwirklichung es mehr bedarf als nur der Beifallsrufe.



20 Jahre in einem Tag: Der Leutnant, der

“Patrouillenboot PT 109 – die wahre Geschichte von Leutnant John F. Kennedy.” Lächelnd besah sich der Präsident dieses Plakat eines Bonner Kinos. Damals vor 20 Jahren – im Krieg gegen Japan — rettete sein kühler Kopf seiner Besatzung das Leben. Heute regiert er praktisch die halbe Welt.



Staatsmann, der Christ



Christ unter Christen. Inmitten von 5000 Menschen nahm der Katholik Kennedy am 23. Juni an dem Sonntagsgottesdienst im Kölner Dom teil. Er lehnte es ab, reservierte Plätze im Hochchor zu benutzen. Vor dem Portal hatte ihn Weihbischof Cleven (Foto oben) in englischer Sprache begrüßt. In Bonn sprach Kennedy auch mit dem evangelischen Bischof von Berlin und Brandenburg, Dibelius (unten).





Köln ist ein Zentrum jener westlichen Ideale, für deren Sicherung wir heute in einem gemeinsamen Kampf stehen.
John F. Kennedy im Rathaus zu Köln





Karl der Große



Waldott I

"Gott segne Deutschland!" Das war die Grußadresse der Deutsch-Amerikaner zur Revolution von 1848. Jetzt ging das Dokument zurück nach den USA. Als Geschenk der Stadt Frankfurt – überreicht von Oberbürgermeister Bockelmann. Unter dem Bild Karl des Großen





Ich glaube an Präsident Jeffersons Wort von der ansteckenden

Die ersten Bonner waren schon um acht Uhr zum Marktplatz geeilt. Das dreieckige Forum, dessen Stirnseite vom Rathaus, einem Spätklassizismus des Rokoko eingenommen wird, war bald gepreßt voll. 20 000 Menschen harrten geduldig aus bis endlich um 13.43 Uhr Kennedy und Adenauer eintrafen. Als der Präsident um 13.55 Uhr an das Mikrophon trat, wurde er mit einem Aufschrei der Begeisterung begrüßt. Der Jubel



dauerte minutenlang. Tausende schrien Stakkato: „Kennedy, Kennedy!“ Mit einem breiten Lächeln, die linke Hand zu der inzwischen berühmt gewordenen knappen, beinahe militärischen Geste des Dankes erhoben, nahm der amerikanische Präsident die Ovationen entgegen. Der Jubel steigerte sich noch, als er versicherte:

„Die Vereinigten Staaten werden in dem weiten Bogen von Berlin nach Saigon die Freiheit verteidigen. Sie betrachten diese Aufgabe nicht nur als Pflicht sondern als Vorrecht.“

Jetzt zeigte sich auch, wie gut vor allem die jungen Deutschen englisch können. Der Beifallsturm setzte ein, ehe Kennedys Dolmetscher mit der Übersetzung begann. Erst als die Nationalhymnen erklangen, verstummte die Menge. Sofort aber, als das Deutschlandlied verklungen war, setzte wieder lauter Jubel ein.



Kraft der "Pest der Freiheit".

Präsident Kennedy vor dem Rathaus in Bonn





Sabine und Regine - die glücklichsten Mädchen vom Rhein



*Regine und Sabine Auge
in Auge mit Kennedy.
Daneben Bundespräsi-
dent Lübke, Minister
Scheel, der Kanzler und
der ehemalige Außen-
minister von Brentano.*

Zwei kleine Mädchen schafften, was sonst nur den „Großen“ vergönnt ist: Sie begrüßten Kennedy. Ihrem kindlichen Charme konnten die Polizisten nicht widerstehen. Plötzlich standen die beiden Blondköpfe Regine Einsiedler (11) und Sabine Has (7) „mitten im Protokoll“: „Guten Tag, Herr Präsident.“ „Endlich einmal Mädchen ohne Blumen“, schmunzelte Kennedy. In Anspielung auf amtliche Kommuniqués meinte er ironisch zu Lübke: „Wir hatten eben ein nützliches Gespräch.“





Ich bedaure, daß diese Deutschen
keine amerikanischen Wähler sind.

J. F. K.

Immer wieder durchbrachen Kinder, Frauen, Väter die
Absperrung. Kennedys Leibwächter hatten so etwas
noch nicht erlebt. "Ich bin bedient!" meinte einer von
ihnen nach der Vier-Tage-Tour durch Deutschland.





With best
love
C. J.

Jacqueline wurde vermißt und war trotzdem dabei



Eine wurde vermißt, trotzdem wurde sie begrüßt: Jacqueline Kennedy, die Frau des Präsidenten. Am Fernsehschirm im Weißen Haus erlebte sie den deutschen Jubelsturm um den Vater ihrer zwei Kinder. Bald werden es drei sein. Deswegen vertraten ihre Schwester, Prinzessin Radziwill (links), und Kennedys Schwester, Eunice Shriver (Foto unten mit Wilhelmine Lübke), den Charme Nordamerikas.



wishes
line Kennedy



Tradition und Demokratie



Zwei Präsidenten – eine Aufgabe: Hilfe für Entwicklungsländer. In Anwesenheit Kennedys rief Bundespräsident Lübke (Foto oben) den „Deutschen Entwicklungsdienst“ ins Leben. Foto rechts: Eine Generation – ein Thema, Berlin! J. F. Kennedy hat ein herzliches Verhältnis zu Willy Brandt.





Frankfurter Paulskirche — Erinnerung an ein Stück demokratischer Geschichte Deutschlands. Kennedy spricht zu deutschen Politikern. In der ersten Reihe von links nach rechts: die Ministerpräsidenten Goppel (Bayern) und Meyers (Nordrhein-Westfalen), EWG-Präsident Hallstein, W. A. Menne (Präsident der deutsch-amerikanischen Gesellschaft), die Landtagspräsidenten Hagedorn (Bremen) und von Heydebreck (Schleswig-Holstein), Innenminister Schneider (Hessen), Finanzminister Conrad (Hessen), Gebhard Müller (Präsident Bundesverfassungsgericht)



"Wir verstehen uns großartig!" Vizekanzler Erhard nach seinen Gesprächen mit Kennedy. Foto rechts: Ministerpräsident Kiesinger (links) übersetzt Kennedy die ernste Mahnung des Bundestagspräsidenten Gerstenmaier: „Auch das deutsche Volk hat ein Recht auf Selbstbestimmung!"



Flucht vor dem Haß

Zur selben Stunde, als Ulbricht auf dem Ost-Berliner Flughafen Schönefeld hüteschwenkend Chruschtschow begrüßte, riskierten drei Zonen-Volksarmisten ihr Leben. Sie flohen mit einem Schützenpanzerwagen über die thüringisch-hessische Zonengrenze, die sie bewachen sollten. Gehemmt, steif, jedes Wort überlegend, als würde es auf die Waagschale gelegt, saßen sie da. Nur langsam gewannen sie Vertrauen: Der 21jährige Kraftfahrer Karl Heinz Sp. aus Stralsund. Im Zivilberuf wie seine Freunde Kraftfahrer, sein Dienstgrad wie der seiner Freunde Hans Joachim H. (23) aus Stralsund und Hans M. (22) aus Berlin-Henningsdorf: Gefreiter beim Grenzregiment Eisenach.

Im April vorigen Jahres wurden sie zum Grenzregiment Eisenach eingezogen. In drei Monaten wären sie aus der Sowjetzonenarmee entlassen worden. "Dann wären wir nicht

mehr herausgekommen. Als Grenzer hatten wir unsere letzte Chance!"

Von dem Besuch Kennedys in Deutschland hatten sie so gut wie nichts erfahren: Man hatte ihnen vorher bei einer Spindkontrolle die Kofferradios weggenommen.

Warum sie flohen? Hans M. berichtet: "Wenn ich mit meinem grünen Mützenrand (Erkennungszeichen der Grenzeinheiten) nach Berlin in Urlaub fuhr, wandten sich die Leute ab. Ich wurde feindselig gemustert, ich hörte sie in Berlin schon verächtlich sagen: 'Grenzer'. In Thüringen verstummten die Gespräche in den Gasthäusern. Es wurde nur noch geflüstert, wenn wir in die Lokale kamen. Es war eine versteckte Abneigung, und die spürte man überall. In der Gegend von Berlin am deutlichsten."

Sie flohen, obwohl man ihnen immer wieder einhämmerte: Der Kommunismus wird siegen. Wir haben die

besten Raketen, die besten Waffen, überhaupt sind wir die stärkste Macht der Welt! "Es ging so weit, daß uns ein fanatischer Ausbilder eine neue Maschinenpistole vorführte mit den Worten: Das ist die MP der Welt! Wir wissen, wie wenig von dem stimmt, was man uns erzählt. Während der Kuba-Krise wurde verbreitet, die Amerikaner hätten die ersten russischen Schiffe angegriffen. Wir hatten erhöhte Alarmbereitschaft. Wäre es ernst geworden, wären wir übergelaufen. Bei der ersten Gelegenheit. So sehen es viele von uns, obwohl sie aus Angst vor Spitzeln darüber nicht sprechen!" Die Gesichter der Flüchtlinge sind ernst. "Wir wissen, daß wir unsere Eltern und Brüder vorerst nicht mehr wiedersehen können. Wir hatten uns zu entscheiden. Wir haben die Freiheit gewählt. Viele Kameraden würden nicht anders handeln, wenn sie einen Weg zur Flucht wüßten."



Geschafft! Drei Volksarmisten brauchten für ihre Fahrt von Deutschland nach Deutschland einen Panzerspähwagen. Foto rechts: Nach der Flucht die erste Flasche Coca-Cola. Für die Menschen drüben ein "SchluckWesten".



Frieden

5500 sowjetische Panzer sind in der Zone stationiert. 20 sowjetische Divisionen mit modernsten Raketenwaffen stehen nahe der Elbe.

Um unsere waffenlosen Landsleute jenseits der Mauer in Schach zu halten, dafür braucht man keine Raketen. Diese sowjetischen Waffen bedrohen Europa und auch Amerika.



Kennedy lobte die Bundeswehr. Hier steht er vor drei deutschen Soldaten

Deswegen gibt es in der Bundesrepublik US - Atomraketen, deswegen gibt es NATO - Truppen in der Bundesrepublik. Deswegen wurde die Bundeswehr aufgebaut, die nach den Worten Kennedys von der Armee keines anderen europäischen Landes übertroffen wird.

Das einzige Ziel dieser gemeinsamen militärischen Anstrengung: die Sicherung des Friedens.





Kennedys Garantie: "Wir Amerikaner setzen unsere Städte aufs Spiel,



um Ihre Städte zu verteidigen!”

Auf Hunderten von blankgeputzten Helmen, Geschützen, Panzern und Raketen glänzte das Sonnenlicht, als der Präsident der Vereinigten Staaten zur großen NATO-Waffenschau auf dem Fliegerhorst Langendiebach landete. Er ließ die Soldaten – Amerikaner, Deut-



sche, Franzosen und Kanadier – nicht marschieren. Er fuhr an ihnen vorbei. Welche Bedeutung Kennedy der NATO und vor allem der Bundeswehr beimißt, machte er wenige Stunden später in Frankfurt deutlich: „Ihre Divisionen sind, Schulter an Schulter mit unseren, ein Kraftquell für uns alle. Zusammen haben unsere Länder für die Vorwärtsverteidigung des freien Europas ein Abschreckungspotential entwickelt, das die gegenwärtige und voraussichtliche Stärke jedes Gegners bei weitem übertrifft.“ Kennedy beschäftigte sich nicht nur mit der Stärke der Truppen, sondern auch mit der geistigen Kraft des westlichen Bündnisses: „Der Friede in Europa kann nie vollständig sein, solange nicht überall in Europa die Menschen in Frieden und Freiheit darüber befinden können, wie ihre Länder regiert werden sollen, und solange nicht überall in Europa die Menschen – ohne Bedrohung irgendeines Nachbarn – die Wiedervereinigung mit ihren Landsleuten wählen können.“



Die „Annie“, eine Atomkanone, ist neben der Honest-John-Rakete (links) und der Corporal rechts im Hintergrund eine wichtige Verteidigungswaffe der NATO.







Ich weiß, es wird ein Sturm kommen. Aber mit Gottes Beistand

Wir wissen nicht, ob ein Sturm kommen wird. Aber wir sind einig,





werde ich dem Sturm begegnen können.

Abraham Lincoln, Präsident der USA von 1861 - 65

jeden kommenden Sturm zu überstehen.

John F. Kennedy, Präsident der USA seit 1961



Ob in der Luft oder auf der Erde - immer hatte Kennedy
Es sah aus wie ein gewöhnliches Telefon und wurde bewacht wie



einen Verfolger: Das Telefon eine geheime Waffe

Ihre Käppis mußten die Soldaten der französischen Ehrenkompanie festhalten. Der Sog von Kennedys Hubschrauber hätte sie ihnen sonst vom Kopf gerissen. Aber nicht den Käppis, sondern dem Telefon galt die Hauptsorge. Überall wo der Präsident sich aufhielt – nie war er ohne dieses scharf bewachte Telefon, das ihn jederzeit direkt mit Washington verband.



Hoffnungen ohne Brücke

Der Junge war höchstens achtzehn, sein Mädchen, das er an der Hand hielt, viel jünger. Er trug eine glänzend schwarze Lederjacke, und das Mädchen hatte den weiß lackierten Sturzhelm keck über die blonden Locken gestülpt.

Er war über die sowjetische Kosmonautin Tereschkowa genau im Bilde. Präsident Kennedy nannte er einen "fortschrittlichen" Staatsmann. Und das Mädchen wußte, daß Jacqueline Kennedy im Herbst ihr drittes Kind erwartet.

Wir standen an der Schießbude im alten Berliner Prater an der Kastanienallee im Bezirk Prenzlauer Berg. Vom Kinoplatz nebenan lächelte Jean Marais als Graf von Monte Christo. Auf der Konzertbühne des

Cafégartens im Hintergrund brüllten fünf Musikanten "O when the saints go marchin' in" ins Mikrophon. Es war Feierabend am Prenzlauer Berg, verblichener Glanz, Erinnerung an uralte Berliner Cafégartenidylle...

"Kennedy", meinte der Junge neben mir und nahm einen tiefen Zug aus der Zigarette, "ich weiß nicht viel über ihn. Aber der Besuch ist 'ne dolle Sache. Ich wär gern dabei, nur um ihn mal zu sehen." Der Junge lachte und zog das Mädchen fort. "Wissen Sie was", sagte er, sich noch einmal umdrehend, "sagen Sie ihm doch, ersoll 'rüberkommen."

Das helle Lachen des Mädchens wurde von der Musik verschluckt. „I love Paris in the springtime“,

krächte das Orchester. An der Schießbude knallten zwei Halbwüchsige Schuß um Schuß auf die Porzellanröhrchen mit den bunten Stoffblumen. Der „Graf von Monte Christo“ nebenan entließ seine Besucher. Schwärme von Motorrädern sprangen an. Benzinwolken wehten über den „Prater“.

Die Menschen am Prenzlauer Berg, in den Cafés und Bierstuben des Ost-Berliner „Bummels“ an der Schönhauser Allee sind nicht gesprächig gegenüber Fremden. Aber beim Thema des Kennedy-Besuches war kaum Zurückhaltung spürbar. Ich habe an diesem Nachmittag und Abend in Ost-Berlin aus halben und ganzen Sätzen, aus Gesprächen, die oft nur Andeutungen enthielten,

Und dann kamen sie ohne Rücksicht auf die Folgen, um Kennedy



beginnt nicht der Westen, sondern die 100 Meter breite Sperrzone.

In der "Welt" berichtete Friedhelm Kemna über die Stimmung in Ostberlin kurz vor dem Besuch Kennedys in Westberlin.

ebensoviel Anteilnahme, ebensoviel Interesse und sicher mehr Hoffnung gespürt, als sie die Schaukästen, die Kennedy-Bilder und Fahnen an der Tauentzienstraße und am Kurfürstendamm in ihrer Buntheit verraten können.

Da war das ältere Ehepaar am Kaffeetisch, die Frau, die sagte: "Wir hier freuen uns mit Ihnen, daß Präsident Kennedy diese Stadt besucht. Wir können ihn nicht sehen. Aber uns gibt es immer wieder neue Hoffnung." "Wer sonst", meinte ihr Mann, "könnte mit Chruschtschow über Deutschland verhandeln? Was dabei herauskommt — wir wissen es nicht. Aber wir sind bescheiden geworden in diesen Jahren." Und da war auch in einer Bierstube der

Prenzlauer Allee der Mechaniker, der meinte: "Wenn er zu uns kommen könnte, würden wir ihm zeigen, was wir Berliner auf die Beine stellen können, genau wie ihr drüben." Oder die Frage der jungen Frau im Café Warschau an der Karl-Marx-Allee: "Glauben Sie, daß etwas dabei herauskommt für uns alle, meine ich?"

Und da war auch der Mann mit dem SED-Abzeichen am Anzug: "Der Präsident ist ein mächtiger Mann. Aber die Revanchisten und Militaristen in Westdeutschland..."

Ich hatte das an diesen Tagen schon im „Neuen Deutschland“ gelesen.

Es gibt keine Brücke zwischen diesen Hoffnungen.

Tausende von Schildern mit der Aufschrift „Grenzgebiet“ haben den Graben zwischen ihnen noch tiefer gezogen.

An der Schwedter Straße, die an den Wedding grenzt, wird ein riesiger Häuserblock in der 100-Meter-Zone eingezäunt. Da blinkt nagelneuer Maschendraht, von Betonpfählen gehalten. Dazwischen spielen Kinder — wie lange noch?

Ich fragte einen Grenzposten nach dem Weg. Der Junge hatte ein freundliches Gesicht. "Tut mir leid", grinste er, "ich bin hier fremd."

Auf dem Weg zurück fuhr ich am 100-Meter-Streifen in der Wilhelmstraße entlang. Zwischen den beiden Teilen Berlins wächst das Niemandsland.

zu sehen. Aber sie sahen nicht viel. Denn diesseits der Schlagbäume



Die Deutschen im Osten der Stadt blieben draußen vor der Tür.





N. S. Chruschtschow,
Vorsitzender des Mini-
sterrates der UdSSR
und Erster Sekretär der
KPdSU, erklärte am 29.
Juni 1963 vor 500 Arbei-
ern der Berliner Ma-
schinenfabrik Marzahn:

**Ich
liebe
die**

MAU



ER

Am 17. August 1962 verblutete an der Mauer der 18jährige Ost-Berliner Peter Fechter, tödlich getroffen von Kugeln der Vopos. Seit August 61 starben 54 Menschen an der Mauer, die Chruschtschow liebt





**26. Juni, 11.35: Zum ersten Mal
in ihm vorging. Die Tücher im
und der Bevölkerung im Osten
ler Abscheu die Kommunisten**



**steht Kennedy vor der Mauer. Niemand konnte sagen, was
Brandenburger Tor versperrten ihm den Blick nach Osten
den Blick auf ihn. Schon Minuten später klagt Kennedy vol-
an: "Die Mauer schlägt der Menschlichkeit ins Gesicht!"**



“Wann fällt die Mauer?” fragt Berlin. Nicht fordernd, sondern verzweifelt. Immer wieder wurde Kennedy an das geteilte Land erinnert. Nicht nur an der Mauer. Sogar im Jubel lag der Aufschrei der Not. Und Kennedy verstand.



AIN
EKTOR





Wie in New York: Konfetti-Parade in Berlin.



Kennedy: "Ich fühlte mich wie zu Hause!"



Aufwärts!





Sie winkten mit bunten Ballons und kletterten auf die Baustellen, wie hier an der Großmarkthalle (links) und an dem Berliner Neubau des Axel-Springer-Verlages. Das neue Zeitungshochhaus wird unmittelbar an der Mauer errichtet



400 000 Berliner hörten vor dem Schöneberger Rathaus
sind Bürger dieser Stadt, und



das Bekenntnis Kennedys: "Alle freien Menschen
deshalb bin ich stolz darauf, sagen zu können: Ich bin ein Berliner!"





Gehemmt, fast schüchtern, die Augen oft auf seinen Merktzettel gerichtet, das war Kennedy, als er kam.



Gelöst, herzlich und entschlossen, das war der "neue" Kennedy in Berlin. Er kam, sah und wurde besiegt.



Die Botschaft der Freiheit
von John F. Kennedy

„Liebe Berliner und Berlinerinnen!

Ich bin stolz, heute in Ihre Stadt zu kommen, als Gast Ihres hervorragenden Regierenden Bürgermeisters, der in allen Teilen der Welt als Symbol für den Kampf- und Widerstandsgeist West-Berlins gilt.

Ich bin stolz, auf dieser Reise die Bundesrepublik Deutschland zusammen mit Ihrem hervorragenden Herrn Bundeskanzler besucht zu haben, der während so langer Jahre die Politik der Bundesregierung bestimmt hat nach den Richtlinien der Demokratie, der Freiheit und des Fortschritts.

Ich bin stolz darauf, heute in Ihre Stadt in der Gesellschaft eines amerikanischen Mitbürgers gekommen zu sein, General Clay, der hier in der Zeit der schwersten Krise tätig war, durch die diese Stadt gegangen ist, und der wieder nach Berlin kommen wird, wenn es notwendig werden sollte.

Vor zweitausend Jahren war der stolzeste Satz, den ein Mensch sagen konnte, der: Ich bin ein Bürger Roms. Heute ist der stolzeste Satz, den jemand in der freien Welt sagen kann: Ich bin ein Berliner. (Der Dolmetscher übersetzte: Ich bin ein Berliner.)

Ich bin dem Dolmetscher dankbar, daß er mein Deutsch noch besser übersetzt hat.

Wenn es in der Welt Menschen geben sollte, die nicht verstehen oder nicht zu verstehen vorgeben, worum es heute in der Auseinandersetzung zwischen der freien Welt und dem Kommunismus geht, dann können wir ihnen nur sagen, sie sollen nach Berlin kommen. Es gibt Leute, die sagen, dem Kommunismus gehöre die Zukunft. Sie sollen nach Berlin kommen. Und es gibt wieder andere in Europa und in anderen Teilen der Welt, die behaupten, man könne mit den Kommunisten zusammenarbeiten. Auch sie sollen nach Berlin kommen.

Und es gibt auch einige wenige, die sagen, es treffe zwar zu, daß der Kommunismus ein böses und ein schlechtes System sei, aber er gestatte es ihnen, wirtschaftlichen Fortschritt zu erreichen. Aber laßt auch sie nach Berlin kommen.

Ein Leben in Freiheit ist nicht leicht, und die Demokratie ist nicht vollkommen. Aber wir hatten es nie nötig, eine Mauer aufzubauen, um unsere Leute bei uns zu halten und sie daran zu hindern, woanders hinzugehen.

Ich möchte Ihnen im Namen der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, die viele tausend Kilometer von Ihnen entfernt lebt, auf der anderen Seite des Atlantiks, sagen, daß meine amerikanischen Mitbürger stolz, sehr stolz darauf sind, mit Ihnen zusammen selbst aus der Entfernung die Geschichte

der letzten 18 Jahre teilen zu können. Denn ich weiß nicht, daß jemals eine Stadt 18 Jahre lang belagert wurde und dennoch lebt in ungebrochener Vitalität, mit unerschütterlicher Hoffnung, mit der gleichen Stärke und mit der gleichen Entschlossenheit wie heute West-Berlin.

Die Mauer ist die abscheulichste und stärkste Demonstration für das Versagen des kommunistischen Systems. Die ganze Welt sieht dieses Eingeständnis des Versagens. Wir sind darüber keineswegs glücklich; denn, wie Ihr Regierender Bürgermeister gesagt hat, die Mauer schlägt nicht nur der Geschichte ins Gesicht, sie schlägt der Menschlichkeit ins Gesicht.

Durch die Mauer werden Familien getrennt, der Mann von der Frau, der Bruder von der Schwester, und Menschen werden mit Gewalt auseinandergehalten, die zusammen leben wollen.

Was von Berlin gilt, gilt von Deutschland: Ein echter Friede in Europa kann nicht gewährleistet werden, solange jedem vierten Deutschen das Grundrecht einer freien Wahl vorenthalten wird.

In 18 Jahren des Friedens und der erprobten Verlässlichkeit hat diese Generation der Deutschen sich das Recht verdient, frei zu sein, einschließlich des Rechtes, die Familien und die Nation in dauerhaftem Frieden wiedervereinigt zu sehen, in gutem Willen gegen jedermann.

Sie leben auf einer verteidigten Insel der Freiheit. Aber Ihr Leben ist mit dem des Festlandes verbunden, und deshalb fordere ich Sie zum Schluß auf, den Blick über die Gefahren des Heute hinweg auf die Hoffnung des Morgen zu richten, über die Freiheit dieser Stadt Berlin und über die Freiheit Ihres Landes hinweg auf den Vormarsch der Freiheit überall in der Welt, über die Mauer hinweg auf den Tag des Friedens mit Gerechtigkeit.

Die Freiheit ist unteilbar, und wenn auch nur einer versklavt ist, dann sind nicht alle frei. Aber wenn der Tag gekommen sein wird, an dem alle die Freiheit haben und Ihre Stadt und Ihr Land wieder vereint sind, wenn Europa geeint ist und Bestandteil eines friedvollen und zu höchsten Hoffnungen berechtigten Erdteiles, dann, wenn dieser Tag gekommen sein wird, können Sie mit Befriedigung von sich sagen, daß die Berliner und diese Stadt Berlin 20 Jahre die Front gehalten haben.

Alle freien Menschen, wo immer sie leben mögen, sind Bürger dieser Stadt West-Berlin, und deshalb bin ich als freier Mann stolz darauf, sagen zu können: Ich bin ein Berliner.“



**Good bye, Mr. President!
Auf Wiedersehen!**





...und kein
"Guten Tag"





Kennedys Triumphfahrt ließ Chruschtschow nicht ruhen. In großer Eile sagte er sich in Ost-Berlin an. Aber: eine Stunde vor der Ankunft des Kremlchefs sind die Straßen noch leer. Die "Volksarmisten" an der Straße vom Flughafen Schönefeld zum Stadtinneren bewachen die Leere. Das Absperrungsseil, das die erwarteten Massen zurückhalten soll, liegt auf der Straße. Es wird nicht gebraucht – auch später nicht an diesem 28. Juni 1963.



28. Juni - Wie so oft: Schlange vor einem Milchladen in Ost-Berlin.

28. Juni - Wie immer im Osten: Spruchbänder über Spruchbänder.





Chruschtschow ist da! Die Fähnchen hoch...



So berichtet Chefreporter Hans Ulrich Kempfski in der Süddeutschen Zeitung vom 1. Juli 1963 über den Besuch Chruschtschows in Ost-Berlin:

Der müde Mann im fremden Land

In seiner schwerfälligen Biedermannshaltung mit ein wenig rundem Rücken und stampfenden Schritten geht Chruschtschow auf die ihn empfangenden deutschen Genossen zu, die mit leicht gequältem Gelächter quittieren, was dem Gast aus Moskau zur Begrüßung über die Lippen kommt.

Als sei ihm plötzlich aufgegangen, daß die rätselhafte Hast, mit der er sich im Anschluß an Kennedys West-Berliner Spektakel auf den Weg nach Ost-Berlin gemacht hat, womöglich wenig weise war, bringt Chruschtschow mit scherzhaftem Stöhnen die Worte hervor: „Ich kehre besser wieder um.“ . . .

Die ungewöhnliche Treibhausluft, die vordergründiger Anlaß für diesen Stoßseufzer ist, lähmt sogar die Jubelbereitschaft der am Rand des Flugfeldes aufgereihten kommunistischen Elitekader.

Als Chruschtschow die Front der applaudierenden Parteiprominenz abschreitet, passiert er einen Menschenblock, der ihn schweigend und reglos anstarrt: Die Zeitungsleute aus dem Westen. Sie haben sich zahlreicher eingefunden als je zuvor in Ost-Berlin, weil sie ein schwerwiegendes Ereignis zu wittern glaubten.

Chruschtschow ignoriert ihre passive Haltung und winkt ihnen gönnerhaft zu. Er hat dabei das müde Lächeln eines alten Herrn aufgesetzt. Sein Gastgeber Walter Ulbricht aber ist ungehalten. Ihm bleibt offensichtlich verborgen, mit wem er es hier zu tun hat. So schiebt er sich an die Journalisten heran und gibt ihnen plötzlich das Zeichen zum Applaus, indem er befehlend die russische Vokabel zischt: „Drushba!“ Drushba heißt Freundschaft . . .

Chruschtschow strahlt keine ungetrübte Freude aus. Er vermittelt vielmehr den undefinierbaren Eindruck, als ob ihn schwere Sorge drückt . . .

Wer ihn so sichtbar an der Schwelle zum Greisenalter stehen sieht, wird nicht an der Aufrichtigkeit seiner Sorgen um die Nachfolgerschaft zweifeln. Schwerer vorstellbar ist andererseits, daß er der gleiche Mann sein soll, der noch vor drei Jahren dynamisch seine Vision kundgab, er hoffe den Tag zu erleben, an dem über der ganzen Erde die rote Fahne weht.

Rekordsüchtig ist er freilich nach wie vor. Sonst nämlich hätte sich Chruschtschow nicht einlassen dürfen auf einen Vergleich seiner Aufnahme durch die Ost-Berliner mit jenem Massenrausch, den Präsident Kennedy in West-Berlin hervorrief.

Den Beobachtern aus dem Westen bleibt unerfindlich warum Chruschtschow sich zu einem von vornherein aussichtslosen Wettkampf um die Gunst der Massen hat hinreißen lassen.

Natürlich waren einige 100 000 Menschen auf den Beinen. Sämtliche Betriebe, Schulen und Kindergärten wurden geschlossen und an jene Stammplätze geführt, wo sie schon bei vielen Anlässen für irgendeine politische Huldigung als Komparserie Verwendung fanden.

Unumstritten auch, daß eine Gruppe dieses Volksauftriebs den Gast lebhaft und bisweilen stürmisch grüßte. Aber selbst bei solchen Szenen hat sich das Temperament der Aktivisten niemals überhitzt. Nirgends brauchte die Polizei sich abzumühen, dem Drängen der Menschen Herr zu werden. Sie stehen, wenn sie ausnahmsweise an zentralen Punkten zahlreich sind, nicht dichter als in vier Reihen gestaffelt . . .

Die „beispiellose Triumphfahrt des Staatsmannes der stärksten Friedensmacht der Welt“ führt vorbei an einem grauen Eckhaus in der Treptower Alle, das ins Auge springt, weil das dünne Volksspalier hier ganz unterbrochen ist.

Auch haben sich die Bewohner des Hauses geweigert, die abgeblätterte Fassade mit Zierat aufzuputzen.

Der Fahnenmast im Vorgärtchen ist nicht beflaggt. Hier residieren die Chinesen . . .

Mehr als 20 000 Zuhörer haben sich zur Kundgebung am Roten Rathaus nicht eingefunden; es mögen eher weniger sein. Die Leute in den vorderen Reihen sind darauf geschult, nach beifallheischenden Passagen im Sprechchor „Drushba“ zu rufen oder auch in rhythmisches Hurra-Geschrei auszubrechen . . .

Nach Schluß der Kundgebung verlaufen sich die Anwesenden mit den Mienen von Leuten, die verspätet aus der Nachtschicht entlassen sind.

Nach sechs Minuten ist niemand mehr da.

Treffpunkt Ost-Berlin: Die beiden "Helden der Sowjetunion"
umarmen und küssen sich - Ulbricht und Chruschtschow



Mit Mut und Witz leisten die Ost-Berliner passiven Widerstand. Von der Parole „DDR und UdSSR untrennbar verbunden“ hat sich in diesem zum Chruschtschow-Besuch dekorierten Schaufenster die Vorsilbe „un“ versteckt: Wie zufällig gerieten die zwei Buchstaben hinter den Fensterrahmen. Nun liest man: „DDR und UdSSR trennbar verbunden“.



Ost-Bahnhof Friedrichstraße:
"Übergang nach West-Berlin".
Nur für Ausländer und Besucher aus der Bundesrepublik.
Für 17 Millionen Deutsche ist dieser Übergang seit dem 13. August 1961 verschlossen.

Übergang zur S- U-Bahn in Richtung Westberlin





Deutschland (Ost) 1963: Chruschtschow kommt ...



"Wenn Sie einmal niedergeschlagen sind, dann reisen Sie nach Deutschland"

Kennedys Rat an seinen Nachfolger

